

# *Leseprobe First Love*

von  
Adelina Zwaan



## *Widmung*

Jeder Fluch kann mit etwas Hilfe und Unterstützung zu einem echten Geschenk werden.

Adelina Zwaan



## Kapitel 1



Statt auf dem Balkon das frühlommerliche Wetter zu genießen, sitze ich vor meinen Bücherregalen, umringt von aufeinander gestapelten Türmen, die aus lauter Schätzen bestehen. In den Ecken des Wohnzimmers wachsen Büchertürme aus dem nichts in den Himmel empor. Allesamt Monumente meiner Leseleidenschaft, die nun wie eine überflüssige Last erscheint. Eine Last, vergleichbar mit einer ansteckenden Krankheit, die einen gnadenlos gefangen hält. Oder vielleicht wie eine nicht übertragbare, aber dennoch tödliche Krankheit. Ähnlich jener, die meinen Mann vor einem Jahr aus meinem Leben gerissen hat.

Krebs ist ein hinterhältiger Dieb, der sich in Windeseile durch seinen Körper gefressen hat. Beharrlich und schnell. Um nicht zu sagen viel zu schnell.

In wenigen Wochen jährt sich sein Todestag. Dieser Tag ist ein schmerzhafter Meilenstein, der mich veranlasst, mich mit den skurrilsten Dingen zu beschäftigen. Alles nur, um nicht von belastenden Erinnerungen heimgesucht zu werden und um erschöpft einzuschlafen, ohne mich den schmerzhaften Bildern stellen zu müssen.

Na los, noch eines. Nur eines, versprochen, flüstert eine innere Stimme mir zu, während ich ein vergilbtes Buch aus dem Regal ziehe. Die Worte auf den Seiten erscheinen mir wie verblichene Erinnerungen, die zwischen den Zeilen aufbewahrt wurden. Ich blättere umher, als könnte ich in der Vergangenheit Antworten finden.

Zu oft sehe ich in Gedanken, wie Alessio in meinen Armen liegt und für immer die Augen schließt. Das raue Röcheln seines letzten Atemzugs hallt in meinen Gedanken wider, als wäre seine Seele erst vor wenigen Minuten davongeglitten.

Erbarmungslos hat der Tod auf seiner Brust gesessen und Freudentänze aufgeführt, weil er wieder jemandem erfolgreich das Leben ausgehaucht hat. Gott, wie ich ihn dafür gehasst habe, diesen unbarmherzigen Schatten, der leidenschaftlich jeden noch so winzigen Lebensfunken aus diesem herzensguten Mann herausgesogen hat.

Genau erinnere ich mich an Alessios entrückten Blick. Unter zermürbender Anstrengung hat er einen letzten Satz gehaucht. Ganz leise nur. Eine Bitte, ein Wunsch.

Innerlich erstarrt habe ich auf ihn herabgestarrt. Mir ist es vorgekommen, als würde ein fremder Mann in meinen Armen liegen. Nicht nur, weil er eine Sekunde später verstorben ist oder wegen der grotesken Situation, sondern weil ich nicht begreifen konnte, warum er mich in seinen letzten Augenblicken darum bittet.

Warum sagt er mir nicht, dass er mich liebt, ich alles für ihn bedeute oder wie sehr er sich fürchtet? Seit diesem schicksalhaften Tag verfolgt mich die Frage: Warum diese Bitte, die mich in den tiefsten Abgrund meiner Gefühle stürzt?

In den Nächten, in denen der Schmerz übermächtig wird, schaue ich hinauf zu den Sternen, als könnte ich seine Anwesenheit in den funkelnden Lichtern finden. Doch die Sterne schweigen, und ich bleibe allein mit etlichen Fragen zurück.

Leise beschleicht sich die These, ob er vielleicht nicht mehr klar realisiert hat, was für rätselhafte Worte er von sich gegeben hat. Mir kommt es jedenfalls so vor, als hätte er wirres Zeug von sich gegeben. Davon berichten auch andere Betroffene. Ich bin damit also wohl nicht allein.

Ich wollte ihn an meiner Seite haben, und das ohne Kompromisse. Durch das dunkle Tal der Krebserkrankung sind wir folglich gemeinsam gegangen. Doch bis heute erscheint mir seine seltsame Bitte geradezu abwegig, fast zu absurd, um sie als letzte Worte ernst zu nehmen. Immer wieder versuche ich mir einzureden, dass ich sie getrost ignorieren kann.

Ehrlich gesagt, möchte ich sie nicht erfüllen. Es ist doch so: Wenn Züge einmal abgefahren sind, ergibt es wenig Sinn, ihnen hinterherzulaufen. Jeder weiß es und wie sinnlos sich ein derartiges Unterfangen gestaltet. Die Geschichte ist längst geschrieben, alle Fakten sind zusammengetragen, und die Hauptfiguren haben ihre Plätze eingenommen. Zwar bin ich Journalistin, aber wer bin ich, mir anzumaßen, einmal erzählte Geschichten umzuschreiben?

Wem soll das überhaupt nützen?

Niemand erzählt das Märchen von Rotkäppchen plötzlich anders. Jedes Kind würde es durchschauen, dir einen Vogel zeigen und dir das Märchenbuch um die

knallroten Ohren hauen. Sie sind wahre Meister darin, Lügen und Betrug aufzudecken.

Um die tückischen Klippen seiner ungewöhnlichen Bitte zu umschiffen, durchkäme ich heute also meine alten Bücher. Ich spende sie einer gemeinnützigen Organisation. Irgendeine Leseratte freut sich gewiss über neuen Lesestoff.

Aber noch einmal zurück zu Alessios Bitte. Hand aufs Herz, wie kann ich ernsthaft einen Gedanken an seine Bitte verschwenden? Mein Leben gleicht einem endlosen Strom von Arbeit und Überstunden. Unter der Woche wohne ich praktisch in meinem Büro. Wenn ich doch nach Hause komme, ist es bereits dunkel. Auch im Sommer. Mich überwältigt die Trauer und ich schaffe nichts anderes als in die trostlose Leere zu starren.

Ich kämpfe mit meinen eigenen Dämonen und habe damit alle Hände voll zu tun. Es sind viele. Da bleibt kein Platz für etwas anderes. Und ich bin auch nicht bereit, diesen Platz zu schaffen, denn ich habe Alessio abgöttisch geliebt.

Die Einsamkeit spüre ich meistens genau dann, wenn ich nicht arbeite. Darum bin ich meist die Letzte im Büro. Arbeit ist mein Allheilmittel gegen den Kummer des Verlustes. Und mein Verderben gleichermaßen.

Im vergangenen Jahr habe ich auf eine eindringliche, wenn auch tragische Weise gelernt, mich von all den lieb gewonnenen Dingen und Gewohnheiten zu lösen. Zwangsläufig, denn der Tod kennt keine Rücksicht, fragt nicht, sondern schlägt zu.

Ungebeten, gnadenlos und mit roher Gewalt.

Das ganze Drumherum hat sich keineswegs unkompliziert gestaltet. Es war hart, unbarmherzig, scheinbar aussichtslos, geprägt von Einsamkeit und Zukunftsängsten und durchzogen von einer düsteren Schwermut.

Erst seit Kurzem klingt diese Phase ab. Zumindest etwas. Ich hoffe, das Aussortieren der Bücher lenkt mich von den endlosen, nichts bewirkenden Grübeleien ab. Obwohl die meisten Erinnerungen ihren einstigen Glanz längst verloren haben und Alessios Gesicht in meinem Herzen anfängt, zu verblassen, lasse ich ungern Dinge los.

Aber das mit dem Loslassen und dem Herzen ist eine knifflige Sache. Wer von uns lässt schon mühelos Dinge oder Menschen los, an die er sich jahrelang gewöhnt hat und die einen festen Platz in unserem Herzen gefunden haben? Seien wir ehrlich: Wir sind alle Gewohnheitstiere, vertrauen darauf, dass das Leben ewig so weitergeht, wie es uns der Moment einflüstert.

Diese Denkweise erweist sich mitunter als tückisch. Alles ändert sich. Ständig. Jede Sekunde. Ja, sogar jede Millisekunde. Aber so ist das, und mir fällt es gleichermaßen schwer wie anderen, loszulassen.

Schweren Herzens befreie ich mich nun nach und nach von meinen heißgeliebten Büchern. Ich bin rundherum stolz darauf. Vor Jahren hätte ich mir lieber bei lebendigem Leib einen Arm abgebissen, als eines von meinen Schätzen herzugeben. Schließlich begleiten mich die meisten seit meiner Kindheit. An jedem kleben unzählige Erinnerungen und Emotionen, wie ein kunstvoll gewobenes Netz aus längst vergangenen Zeiten.

Der Bildband über den fünften Kontinent, der da oben auf dem Stapel liegt, erinnert mich an etwas. Vor Jahren wollte ich unbedingt für einen Monat nach Australien reisen. Meine Mutter hat mir diesen Bildband zu Weihnachten geschenkt. Ihr strahlendes Lächeln vor dem festlich geschmückten Tannenbaum ist mir gut in Erinnerung, als sie mir das Geschenk auf die Knie gelegt hat. Damals habe ich naiverweise gedacht, dass Reisen um die Welt mich vor dem bewahren könnten, wovor ich am liebsten davonlaufen wollte.

Wenn ich heute also dieses Buch aussortiere, fühlt es sich an, als würde ich mich von dem Lächeln meiner Mutter verabschieden. Natürlich ist dem nicht so, denn seit diesem Weihnachtsfest wohnt diese Erinnerung tief in meinem Herzen und wird dort erbittert von furchteinflößenden Wächtern mit gelben Zähnen und langen, krallenartigen Fingern behütet.

Aber so ticken Erinnerungen nun einmal. Mein ganzes Leben lang klammere ich mich an materielle Dinge wie diese Bücher. Vielleicht, weil ich glaube, dass ich durch sie schöne Gefühle oder Erinnerungen für immer konservieren kann. Behutsam lege ich diese Dinge auf einen imaginären Schrein. Mit den Jahren erhalten die Erinnerungsstücke einen fast heiligen Status, obwohl sie diesem Anspruch nie ganz gerecht werden können.

Ja, Gefühle erweisen sich oft als trügerisch. Oder gar heimtückisch. Aber das ist ein anderes Thema. Ich fühle mich müde und habe heute schon so viel Themen angeschnitten. Lasse ich es und fange heute besser kein neues Thema an.

Stattdessen unterziehe ich jedes Buch einer kleinen Prozedur, die beruhigend wirkt. Sie besteht darin, es grob durchzublätern oder kräftig durchzuschütteln. Ansichtskarten, handschriftliche Notizzettel oder Ahornblätter, die längst den saftigen Grünton verloren haben, purzeln heraus.

Alles, was ich damals als Lesezeichen benutzt habe, kommt ans Tageslicht. Es ist zu persönlich, um es den neuen Besitzern zu überlassen. Nach Jahren im Schlummer füllen diese kleinen, heiligen und vergessenen Fundstücke spontan mein Herz mit Freude und Belustigung. Manchmal auch mit Schwermut.

Letzteres überkommt mich, als ich auf ein Buch von Goethe stoße, Vaters Lieblingswerk. Das Gewebe des einst azurblauen Einbandes ist im Laufe der Jahre verblasst, vom vielen Lesen abgegriffen. Ich halte es an meine Nase und sauge den staubig-trockenen Geruch ein, unvermittelt von der emotionsgeladenen Erinnerung

überwältigt, die diesem alten Exemplar anhaftet. Es fühlt sich an, als würde Vaters Geist durch die Seiten des Buches blättern und mich liebevoll mit ungesagten Worten umarmen.

Zärtlich gleiten meine Finger über den Bucheinband aus Stoff, während ich den Buchrücken näher betrachte. Alles erinnert überraschend intensiv an meinen Vater. Manchmal überdauert eben ein kleiner Wermutstropfen an den schönsten Erinnerungen. Egal, wie süß sie mir im Nachhinein erscheinen.

Ein Foto purzelt aus den vergilbten Seiten und landet auf meinem Oberschenkel. An den Ecken und Kanten ist es abgegriffen, die Vorderseite zeigt nach oben. Für Minuten bin ich unfähig, es in die Hand zu nehmen.

Urplötzlich katapultiert es mich in eine Zeit zurück, von der ich geglaubt habe, sie gewaltsam aus meinem Bewusstsein verbannt zu haben. Ich korrigiere mich: Ich habe angenommen, sie erfolgreich aus meinem Bewusstsein verbannt zu haben. Aber dem ist nicht so, wie ich verblüfft feststelle.

Damals habe ich es für undenkbar gehalten, dass der erste Liebeskummer vergänglich, wie das Leben wäre. Klingt vielleicht kitschig, aber so hat es sich nun einmal angefühlt.

Zwei, zu lustigen Grimassen verzogene Gesichter erzählen ein altes Lied jener unbeschwerten Tage, die jäh einer nie da gewesenen Melancholie gewichen sind. Auf dem Foto bin ich vierzehn und auch das kommt mir heute wie eine knallharte Lüge vor. Unerfahren, gutgläubig und mit unzähligen Erwartungen an das Leben, das sich vor mir auszubreiten schien wie ein roter Teppich.

Eigens für mich.

Nur ein Heranwachsender vermag so unbeschwert in die Zukunft zu blicken. Diese Unbefangenheit erscheint mir heute beinahe verwerflich und unmoralisch, auch wenn ich mich sicherlich nicht von anderen Jugendlichen unterschieden habe. Mit ziemlicher Gewissheit und meiner heutigen Lebenserfahrung weiß ich, dass auch andere Teenager Liebeskummer erleben.

Wir durchlaufen aufwühlende Erfahrungen, um zu reifen, hat Alessio stets gesagt. Nach seiner Auffassung werden wir alle dadurch ›abgerundet‹. Er hat die Menschen gerne mit Flusssteinen verglichen, die mit jeder Sekunde durch ihren individuellen Lebenspfad ihren Feinschliff erhalten.

Alessio konnte sich für diese Steine begeistern wie Kinder für süße Naschereien. Besonders für diejenigen hat er gelebt, die aus großer Höhe in die Tiefe gestürzt sind. Diese Steine hat er am meisten geliebt, alles anderen vorgezogen. Er fand sie grandios, beinahe göttlich und absolut inspirierend. Er hat gemeint, einzig der schmerzhafteste Sturz würde den inneren Kern freilegen. Nichts anderes.

Mein lieber, poetischer Alessio. Er hat Gleichnisse geliebt und diesen Steinen in seiner Arbeit als freier Journalist viel Energie gewidmet. Erst mit seinem letzten

Wunsch habe ich im Nachhinein begriffen, dass er offenbar auch in mir einen dieser Steine gesehen hat.

Und er selbst ist auch einer gewesen. Dafür lege ich meine Hand ins Feuer.

Lange betrachte ich das Jungengesicht auf dem vergilbten Foto. Mein Blick bleibt am hübschen Kinngrübchen hängen. Es ist nicht zu ausgeprägt, dominiert das symmetrische Gesicht nicht und wirkt zuckersüß. Ich überlege, wann es mir zum ersten Mal aufgefallen ist.

Keine Ahnung, Kann mich nicht erinnern. Vielleicht habe ich sie mit fortschreitender Pubertät automatisch intensiver betrachtet und die kreativen Launen von Mutter Natur mehr zu schätzen gewusst als zuvor.

Das sanfte Schimmern in seinen Augen war weit mehr als nur ein reizendes Farbenspiel. Er hat die Welt nicht durch ein verwaschenes Hellblau betrachtet. Nein, er nicht. Das wäre viel zu gewöhnlich für jemanden wie ihn gewesen.

In meiner Erinnerung tanzen seine Augen im warmen Licht und wechseln je nach Nuance zwischen einem tiefen Braun und einem intensiven Blau. Aber die Wirklichkeit, ah, die Wirklichkeit ist eine Meisterin der Verführung. Seine Augen, wenn von den Strahlen der Sonne geküsst und aus der Nähe betrachtet, enthüllen ihre wahren Farben. Ein dunkles Blau, so tief wie das Ozeanblau in einer mondlosen Nacht. Selbst auf diesem Foto.

Kein Hauch von Gelb oder Grau liegt darin. Nur reines, tiefes Blau. Ein Blick in diese Augen, und man verliert sich unweigerlich in einem Abgrund aus komplizierten Rätseln. Sie spiegeln nicht nur die Welt wider wie er sie sieht, sondern offenbaren auch die verborgensten Schätze seiner Seele. Seine Iris gleicht einer dunklen Pforte zu einer Welt, die nur darauf wartet, entdeckt zu werden.

Ich mochte ihn, habe das Rätsel jedoch nie entschlüsselt. Lange Zeit war er mein bester Freund, einem Bruder gleich, den ich mir immer gewünscht habe.

Dieses Foto ist das Letzte, auf dem er und ich gemeinsam zu sehen sind. Viele andere, die uns in den Jahren zuvor im Sandkasten spielend oder auf Kindergeburtstagen zeigen, lagern in Fotoalben, sorgfältig verstaut in Fotokisten. Im Keller. Wo sonst?

Dort, wo psychologisch betrachtet all unsere ungeliebten Erinnerungen ihr fades Dasein zwischen langen, gruseligen Schatten fristen. Zweifellos auch meine, aber ich habe ihnen nie Namen gegeben oder mich um ihre Angelegenheiten gekümmert.

Wozu auch?

Zerreißen kann ich es auch heute nicht, obwohl der Anblick mein Herz entsetzlich anzwackt. Ich habe mich schlichtweg noch nicht entschieden, ob die schmerzlichen Erinnerungen im Vordergrund stehen oder diejenigen, die mein Herz auch heute noch in luftige Höhen gleiten lassen.

Nach wie vor fällt es mir schwer, lieb gewonnene Dinge loszulassen. Ich bin halt ein Gewohnheitstier. Wenn auch eines, das zwangsläufig gelernt hat, an seinen Grillen zu arbeiten.

Spätestens seit Alessios und Vaters Tod kenne ich den Erdenjammer. Erst recht die Unausweichlichkeit des Loslassens. Diesen hübschen Nachbarsjungen habe ich auf die eine oder andere Weise nie gänzlich losgelassen, obwohl ich ihn andererseits auch niemals festhalten konnte. Vielleicht flattert mir genau aus diesem Grund das letzte, gemeinsame Foto entgegen.

Heute ist aber auch was los. Obendrein entdecke ich mein altes Tagebuch hinter der nächsten Buchreihe. Ich staune nicht schlecht, nachdem ich es in der Hand halte.

Es ist jenes, welches ich damals unter glühend heißen Tränen verschlossen habe. Den Schlüssel habe ich anschließend in den See geworfen, in dem ich als Kind jeden Sommer baden gegangen bin. Seinerzeit wollte ich nie wieder lesen, was ich einst aufgeschrieben habe. Und der in den See geworfene Schlüssel würde das Geheimnis erst zu einem machen.

Mir kommt es heute vor, als würden mich jedes einzelne Detail mit aller Macht an den stinkenden Kadaver im Keller erinnern wollen. Den, den ich einst im Schweiß meines Angesichts mit tränenüberströmtem Gesicht und einem gewaltigen Stechen in der Brust an jenen dunklen, tristen Ort begraben habe. In der hintersten, dunkelsten Ecke, die der Keller hergibt. Die Ecke, in die man nicht einmal schaut, wenn man ein neues Glas selbstgekochte Marmelade aus dem staubigen Regal entnimmt und eilig wieder nach oben in die Küche huscht.

Nachdem der See damals den Tagebuchschlüssel verschluckt hat, habe ich mit heiserer Stimme geschworen, mich nie wieder und nur unter Androhung der Todesstrafe an ihn oder sein ebenmäßiges Gesicht zu erinnern. Danach bin ich heulend nach Hause gelaufen und habe symbolisch zwei Körper in den Keller geschleift. Dort sollten die jungen Körper meinetwegen verrotten oder von Ratten und Würmern gefressen werden. Es war mir egal.

Selbst heute wage ich nicht einmal daran zu denken, die Hand auf die Klinke der Kellertür zu legen. Ich will diese ekelhaften Leichen nie wieder ansehen müssen. Das tat damals zu weh. Alles, was jemals liebreizend anzusehen gewesen ist, stinkt heute gewiss bestialisch.

Obwohl ich nicht in den Keller gehen mag, das vergilbte Tagebuch ebenfalls dort verscharren, aber ebenso wenig lesen kann, lege ich es zu dem Stapel mit den Büchern, die ich vorerst behalte. Sachte berühre ich es, schüttele mich einmal kräftig durch und widme mich der Arbeit, die auf mich wartet.



Zumindest so lange, bis das Telefon klingelt, weil meine Mutter anruft. Ich telefoniere mit ihr und schmiere mir ein Weizenbrot mit selbst eingekochtem Pflaumenmus.

Wie praktisch, dass ich eine Vorratskammer habe und nicht in den Keller muss.

## Kapitel 2



Von einer schlaflosen Nacht erschöpft und gerädert finde ich mich am nächsten Morgen in der Redaktion wieder. Ein regnerischer, nasskalter Montagmorgen breitet sich über die Stadt aus, während die Chefredakteure sich zur monatlichen Konferenz versammeln.

Es ist ein gewöhnlicher Wochenanfang, aber die müden Gesichter um mich herum verraten, dass die Nacht für viele alles andere als erholsam war. Einige haben die Stunden der Dunkelheit mit sinnfreudigen Abenteuern verbracht und prahlen nun damit. Andere haben dem Schlaf mit Hilfe von verschreibungspflichtigen Medikamenten nachgeholfen, doch ihre bleichen Gesichter erzählen von einem Kampf, den sie nicht gewonnen haben.

Und dann gibt es die dritte Kategorie. In die lasse ich mich freiwillig und ohne zu protestieren einordnen. Nächtliche Albträume suchen mich heim rauben mir den Schlaf. Sie zerschlagen mühelos jede Hoffnung auf Erholung. Schlaftabletten sind in dieser Situation nutzlos geworden, eher ein stumpfes Schwert gegen die Dämonen der Nacht.

Es sei denn, man kombiniert sie mit einem Schluck Alkohol und einer Prise Antidepressiva. Für einen Moment wirken sie, um dann einen schleichenden Wandel einzuleiten. Der Rausch verblasst, die Dämonen kehren zurück, und am Ende gleichen jene, die in die dritte Kategorie fallen und Tabletten mit Alkohol einnehmen, den wandelnden Toten, die wir nie werden wollten.

Für mich ist das nichts. Aber das Unbegreifliche daran ist, dass ich nicht einmal genau weiß, warum ausgerechnet mich dieses Grauen heimsucht. Hätte ich wenigstens eine Ahnung, könnte ich mir ein taktisch kluges Manöver überlegen, es mit raffinierten Tricks abwenden. Aktuell fühle ich mich hilflos, einem unsichtbaren Schrecken ausgeliefert und um etwas Unersetzliches beraubt.

Um den dringend benötigten Schlaf.

Klingt eigenartig, ich weiß, aber bedauerlicherweise wurden diese nächtlichen Attacken von zahlreichen Fachärzten als ›unwahr‹ und ›untypische Symptome‹

abgetan. Selbst das Schlaflabor hat keine überzeugenden Ergebnisse geliefert. Alle Kurven haben keinerlei Auffälligkeiten gezeigt. Ich wurde mit einem merkwürdigen Blick bedacht, gegen den mein Magen gewaltig rebelliert hat.

Daher habe ich es vermieden, weitere Mediziner zu diesem Leiden zu konsultieren. Ich lasse mich ungern in eine bestimmte Ecke drängen und lebe seitdem mit Tagen, die von Müdigkeit durchtränkt sind. Mit der Zeit gewöhnt sich der Mensch an alles.

Selbst an das Unwägbar.

Nach Alessios Tod ist der Boden unter meinen Füßen gehörig ins Wanken geraten. Kein Wunder, dass sich meine Beschwerden verstärkt haben. Das ist wohl völlig normal angesichts der Umstände, denke ich.

Die Zeit nach seinem Tod habe ich ohne größere Blessuren überstanden. Das schwarze Loch, das sich unter meinen Füßen aufgetan hat, habe ich größtenteils nie als echte Bedrohung gesehen. Einfach hat es sich dennoch nicht gestaltet. Manchmal gibt es noch leichte Nachbeben, die mich heute nicht mehr erschrecken, aber sicherlich als einen gewöhnlichen Bestandteil des Trauerprozesses betrachtet werden können.

Damit hier kein falscher Eindruck entsteht: Ich hege keinerlei Vorurteile gegenüber psychisch anfälligen Menschen. Das liegt mir fern. Als Journalistin bin ich bestens vertraut mit den Eigenheiten, mit der sich so manche Person herumschlägt. Außerdem weiß ich, dass es oft genug stichhaltige Gründe für allerlei Marotten gibt, auch wenn sie mir nicht zwangsläufig einleuchten müssen.

Nehmen wir beispielsweise meine Vorgesetzte, die geräuschvoll schnieft, wenn sie sich von ihren Mitarbeitern nicht ernst genommen fühlt. In dieser, beinahe zu übersehenden Angewohnheit vermute ich einen kleinen, seelischen Knacks, den sie in solchen Momenten unbewusst nach außen trägt. Das macht sie in meinen Augen mehr oder weniger sympathischer und menschlicher.

Meine Sekretärin quält gelegentlich ihren Lieblingskugelschreiber. Sie dreht ihn mit drei Fingern oder biegt an ihm herum, bis mir ganz angst und bange wird. An ihrem abwesend erscheinenden Blick erkenne durchweg inneren Aufruhr. Ich habe nicht nach, sondern lasse sie stattdessen unter einem fadenscheinigen Grund früher in den Feierabend gehen.

Tja, und ich schrecke beinahe jede zweite Nacht mit entsetzlicher Atemnot auf und ich kann es auf den Tod nicht ausstehen, etwas Liebgewonnenes zu verlieren. Der Kummer, als mein Vater starb, war gewaltig. Kurz darauf traf es Alessio. Da versteht doch jeder, dass ich nicht noch einmal etwas Wichtiges oder Geliebtes verlieren möchte. Oder nachts beinahe durchdrehe, weil mir nichts, dir nichts, die Atemluft wegbleibt.

Mit dieser Marotte tanzte ich mitunter gefährlich nah an der Grenze meiner Belastbarkeit, was an den Kräften zehrt. Aber ich bin nicht der einzige Mensch auf der Welt, dem so etwas widerfährt, und ich muss nicht zwangsläufig jeden Tag darüber jammern oder jemandem deswegen ständig die Ohren vollquatschen. Ich komme zurecht, auch wenn ich hundemüde bin und wie jemand wirke, der dringend Erholung benötigt. Trotzdem, wenn ich die Wahl hätte, wäre mir ein geräuschvolles Schniefen lieber als das, was mich in Kategorie drei manövriert.

Manchmal überlege ich ernsthaft, ob ich nicht auch mal schniefe oder geistesabwesend mit einem Kugelschreiber spiele. Einfach, um kurz den aufgestauten Dampf abzulassen und mir zu sagen, dass mein seelischer Knacks völlig normal ist.

Aber ich schwafle klug daher, obwohl bei anderen Leuten die Knackse oft einfacher zu durchschauen sind als bei einem selbst. Und außerdem ...

Die Glastür des großzügigen Konferenzraums öffnet sich und reißt mich aus meinen endlosen Gedankenspiralen. Die lästige Suche nach den Gründen meiner Schlafprobleme wird weit in den Hintergrund geschoben.

Der Konferenzraum liegt im zehnten Stock eines hypermodernen Bürogebäudes und bietet einen atemberaubenden Ausblick über die Dächer von Berlin. Nun ja, zumindest an den meisten Tagen. Heute hüllt sich die Stadt in trübes Grau und keiner der Anwesenden nimmt Notiz von dem phänomenalen Panorama. Stattdessen richten alle ihren Blick auf die grauhaarige Programmdirektorin, die aus purer Tradition mürrisch dreinblickend den stickigen Raum betritt.

»Guten Morgen, die Damen und Herren. Sind alle wohlbehalten angekommen? Na, wunderbar. Ich hoffe, Sie hatten ein erholsames Wochenende, denn die kommenden Tage werden uns einiges an Energie und Entschlossenheit abverlangen. Fangen wir besser an, denn der Tagesplan wurde straff durchgeplant. Es gibt eine Menge zu besprechen.«

»Energievampir«, murmelt Iris, die neben mir sitzt.

Seit mehreren Jahren leitet sie die Abteilung, in der sich alles um Gesellschaftsklatsch dreht. Sie moderiert eine beliebte Sendung und fährt mit ihrer unvergleichlicher Kamerapräsenz hohe Einschaltquoten ein. Nebenbei hat sie ein eigenes, erfolgreiches Format entwickelt, das seit Jahren vor den Abendnachrichten ausgestrahlt wird.

Iris ist blond, sportlich und hat einen unstillbaren Hunger nach Erfolg. Genau genommen nicht nur nach Erfolg. Ihr legendäres Lächeln hat schon so manche Medienpräsenz das selbstdarstellerische Herz gestohlen.

Einmal hat sie sogar den Feierabendverkehr zum Erliegen gebracht. Es hat eine Massenkarambolage gegeben, weil ein reizvolles Plakat die Autofahrer abgelenkt hat. Kurz davor hat sie ihre Karriere riskiert, als eine ihrer pikanten und

leidenschaftlichen Affären durch billig produzierte Klatschblätter aufgefliegen ist. Ausgerechnet durch die Schmierblätter, wie sie immer sagt, die sie abgrundtief verabscheut und ohne Moral Lügen verbreiten.

Wie diese ablehnende Haltung zu ihrer Fernsehsendung passt, leuchtet mir nicht wirklich ein. Eines steht aber fest: Sie ist genauso Schickimicki wie die halbseidene Prominenz, die, dank ihrer kleinen Machenschaften und Manipulationen, gerne medienwirksam vor der Kamera auspackt. Sie stammt aus einer adligen Dynastie, die einen Stammbaum vorweisen kann, der bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückreicht. Damit gestaltet sich die Recherche in der gehobenen Gesellschaftsschicht eben gänzlich anders.

Sozusagen kinderleicht.

Iris nippt an ihrem Kaffee und beobachtet mich aus den Augenwinkeln. Das elegant geschnittene Kleid lässt ihren üppig geformten Busen beinahe aus dem Ausschnitt purzeln. Dieser Kleidungsstil ist ihr Markenzeichen. Nicht billig, nein, aber dennoch gnadenlos aufreizend, wenn sie sich vorbeugt.

Und das tut sie liebend gern, wenn es ihrer Karriere vorantreibt. Oder sie ihren Willen bekommen möchte.

Diplomatisch schaue ich sie an und lächle zurückhaltend. Blitzschnell scheint ihre Welt wieder in Ordnung zu sein. Aufmerksam wendet sie sich unserer Programmdirektorin zu, zaubert ein bezauberndes Lächeln auf und ignoriert dabei die begehrliehen Blicke des Chefredakteurs unserer Wirtschaftsabteilung.

»Es kursieren Gerüchte«, flüstert sie hinter ihrem Kaffeebecher, den sie geschickt vor dem Mund hält, damit die Programmdirektorin nichts davon bemerkt.

»Wer könnte die Gerüchteküche besser anheizen als du?«

»Selbstverständlich niemand, Süße.«

Sie zupft an ihrem Designerkleid und lächelt in die Runde der Kollegen, die sich träge zu ihren Sitzplätzen bewegt.

»Zugegebenermaßen liegt in jedem Gerücht meistens ein Körnchen Wahrheit. Dafür habe ich das entsprechende Sensorium, wie du weißt.«

Mit Sensorium meint Iris ihr Gespür, ihre feine Nase oder den sechsten Sinn, den ich ihr nicht im Entferntesten abspreche. Auf ihrem Fachgebiet ist sie kompetent, wie eintausend Klatschblätter es nicht einmal zusammen wären. Seriöser als diese arbeitet sie in jedem Fall, obwohl ich ihren Arbeits- und Führungsstil nicht unbedingt befürworte.

»Möchtest du es erzählen oder soll ich raten? Was ist dir lieber?«

Genüsslich trinkt sie einen weiteren Schluck und beobachtet abwesend unsere geschmackvoll gekleidete Chefin, die ihre Unterlagen auf dem Tisch sortiert. Die knallrot lackierten Fingernägel heben sich deutlich von dem Weiß des Papiers ab.

»Ich fürchte, es bleibt nicht mehr lange ein Geheimnis. Du musst also nicht raten, Carlotta. Komm nachher auf einen Kaffee in mein Büro, dann halten wir einen kleinen Schwatz. Sagen wir um zehn?«

»Keine Zeit. Da habe ich eine Besprechung.«

Ich werfe einen kurzen Blick zur Programmleiterin. Sie schaut erwartungsvoll in die Runde, um zu prüfen, ob ihr die uneingeschränkte Aufmerksamkeit gehört. Für einen Moment bleiben ihre hellbraunen Augen an mir kleben. Dem gewissenhaften Blick halte ich stand, registriere aber natürlich das blaugraue Augenpaar, das sich neben mir vor Erstaunen weitet.

Dieser Tage kann man mich für vieles halten, aber nicht für einfältig. Für eine Besprechung, die unter vier Augen und außerhalb von Personalgesprächen stattfindet, gibt nur zwei mögliche Gründe: eine Beförderung oder einen Rausschmiss, gerne auch berufliche Umorientierung genannt.

Sobald die vornehm gekleidete Frau mich mustert, tippe ich auf die erste Möglichkeit und hoffe inständig, dass mein bescheidener, aber immer erfolgreich werdender Podcast der Grund dafür ist.

»Dann komm unbedingt danach bei mir vorbei«, flüstert Iris leise.

»Ich möchte aus sensationellen und aktuellen Ereignissen ohne Umschweife zum ersten Tagespunkt kommen«, beginnt Frau Lambrecht und gibt ihrer hübschen Sekretärin das Signal, zu stenografieren. »Der Sender hat die einmalige Gelegenheit, ein exklusives Interview mit Ruben Holl zu führen.«

Bomben platzen selten am Anfang von Meetings. Entsprechend erhebt sich verunsichertes Gemurmel.

Vorsichtshalber stelle ich die dunkelgrün lasierte Kaffeetasse auf den Besprechungstisch, damit sie mir nicht versehentlich aus den Fingern gleitet und meinen Lieblingsrock nicht mit Flecken ruiniert, die ich nie wieder herausbekomme. Hüstelnd befördere ich den Schluck Kaffee den Hals hinauf, der den falschen Weg in die Luftröhre nehmen will.

Jeder hier im Raum versucht auf seine Weise, die Nachricht zu verdauen. Neben mir reckt sich die Fachfrau für Gesellschaftsklatsch vor lauter Vorfreude, den Zuschlag für das karriereförderliche Interview zu erhalten. Wenn der deutschlandweit bekannte Weiberheld bei einer Debatte thematisiert wird, fallen Worte wie: Ganz meine Kragenweite und Frauentyp, bei dem ich unmöglich standhaft bleiben kann.

Sogleich sieht sie sich in einem neuen, aufregenden Projekt. Dementsprechend zuversichtlich legt sie ihre schmale Hand auf die glänzende Tischplatte. Sie ist die Erste, die ihre Fassung wiedererlangt.

»Der Ruben Holl?«, fragt sie mit einer Stimme, die hellwach und glockenhell klingt.

»Sie hören richtig. Genau der Ruben Holl«, bestätigt Frau Lambrecht.

Meine Vorgesetzte kann ihren Stolz nicht willentlich unterdrücken, den dieser Schachzug für ihre Reputation in der Fernsehlandschaft bedeutet. Entsprechend selbstsicher blickt sie in die versammelten Gesichter, die sich ihr nun hochachtungsvoll zuwenden. Jedem am Tisch schießt die Frage durch den Kopf, wie zum Teufel sie diesen genialen Handstreich bewerkstelligt hat.

Zur Erklärung: Ruben Holl gibt seit Jahren kein Interview mehr. Dabei möchte jeder Journalist als Erstes erfahren, ob der einstige Casanova heute tatsächlich seriös lebt, wie er gerne und zu jeder Gelegenheit behauptet. Je rarer er sich macht, desto wilder treiben die Blüten der Spekulationen aus.

So funktioniert das Geschäft.

Die Mimik von Iris lässt mich erahnen, was ihr momentan durch den Kopf schleicht. Für diesen Teil der menschlichen Psyche habe ich eine feine Spürnase entwickelt. Obendrein wirkt sie ungewöhnlich hibbelig und rutscht ungeduldig auf ihrem Stuhl herum. Keine Frage, Ruben Holl wäre ein riesiger Fisch an ihrer beruflichen Angel.

Ein richtig dicker Fisch.

»Dem Sender, und insbesondere ihm, schwebt eine einstündige Berichterstattung vor. Die soll wesentliche Blickwinkel seines neuen Lebens und seiner Persönlichkeit beleuchten. Ich muss nicht sonderlich betonen, wie fantastisch das Angebot klingt, frei und ungeschminkt über ihn berichten zu dürfen. Zumal er sich lange mit vergleichbaren Aktivitäten zurückgehalten hat und nun unserem Sender den Zuschlag erteilt. Sie ahnen es sicher bereits, dass es eine außergewöhnliche Reportage werden soll. Eine, von der alle noch in dreihundert Jahren sprechen. Nach den ersten Verhandlungsgesprächen zeichnet sich eine kleine, live übertragene Gesprächsrunde mit exklusiven Einblicken in sein Leben ab. Das Übliche eben, obwohl es nicht üblich rüberkommen soll. Sie wissen schon ...«

Verhaltene Lacher erfüllen die Luft, während Frau Lamprecht schnieft. Auf den Gesichtern der anwesenden Herren zeichnen sich anzügliche Gesten ab. Ruben Holl macht aus seiner Begeisterung für das weibliche Geschlecht ein einträgliches Geschäft. Er hat einen innovativen Sex-Toy-Onlineshop gegründet, verschiedene Flirtratgeber veröffentlicht und verlegt eine gefragte, wenn auch voyeuristische Hochglanzzeitschrift.

Sein zweifelhafter Ruf als Homme à Femmes liegt in etlichen Amouren begründet, die allesamt durch die Klatschpresse gewandert sind. Kein Wunder, denn die sind nicht nur mit frivolen Details gespickt gewesen, sondern ebenso halsbrecherisch. Im wahrsten Sinne des Wortes. Zusätzlich zu den laufenden Projekten erwirtschaftet er mit der Selbstvermarktung ein kleines Vermögen, denn jeder will »exklusiv« über ihn berichten.

Der Rubel rollt aus sämtlichen Ecken in seine Geldbörse. Es mangelt ihm nicht an finanziell lohnenden Nachfragen. Selbst wenn er sich in der Öffentlichkeit rarmacht, belagern ihn massenhaft Reporter.

»Braucht er Geld oder wieder nur eine Portion Aufmerksamkeit?«, fragt Boris mit einem Seitenblick auf mich. Er ist Chefredakteur für die Sportabteilung, adrett gekleidet und vornehm in seinem Vokabular.

Meistens.

Seit ich keine Trauerfarben mehr trage, wirft er mir gelegentlich glühende Blicke zu und stellt vage Anfragen in den Raum, mich bei Gelegenheit zum Abendessen auszuführen. Bislang lasse ich jede seiner Avancen unbeachtet und weiche geschickt auf oberflächliche Themen aus. So wie er mich jetzt anschaut, fragt er demnächst bestimmt nach einem gemeinsamen Abendessen und erinnert mich zwangsläufig an Alessios letzten Wunsch.

Aber Boris?

Ich weiß nicht. Er ist nett und umgänglich. Aber das ist eine Kaffeemaschine ebenfalls. Meistens.

Ich möchte nicht unfair wirken, aber eine Kaffeemaschine sehe ich mir stundenlang an und warte vergeblich auf Emotionen. Außer blitzartig einen Mordsdurst zu verspüren, passiert da nicht das Geringste. Und während es in mir rumort, bleibt der seelische Hunger ungestillt.

Ein Mann wie Boris vermag meine geistigen Sinne kaum zu berühren. Im Gegenteil, er hinterlässt lediglich einen Hunger nach mehr, nach intensiveren Empfindungen, nach jenen Schattierungen von Emotionen, die die Tiefe des Lebens ausmachen. Es ist die verzweifelte Suche nach dem, was jenseits der Oberfläche liegt, nach etwas, das die Seele berührt und mit lebendigen Farben füllt.

Ich sinne angestrengt nach einem passenden Wort, während meine Gedanken wie tanzende Schmetterlinge umherflattern. Es ist ein nettes Gedankenspiel, bis meine Aufmerksamkeit von der warmen Stimme der Wirklichkeit gerufen wird.

»Spricht da etwa der Neid der Besitzlosen aus dir, Boris?«, kichert Iris und rammt ihren Ellbogen unsanft in meine Rippen.

Inmitten des aufkommenden Gelächters, das von einigen der männlichen Kollegen ausgeht, wird die fröhliche Atmosphäre abrupt von dem nervösen Schniefen unserer Vorgesetzten unterbrochen. »Wie wir erst vor Kurzem schmerzhaft bei der Dorgmann-Pleite erfahren haben, ist es riskant, seine Mitmenschen zu unterschätzen, Herr von Vornstädt. Kommen wir also zur Umsetzung des Holl-Projektes. Hat jemand Vorschläge?«

Iris, wie erwartet voller Tatendrang, den sie per Kaffee inhaliert zu haben scheint, lässt sich nicht lange bitten. »Existiert bereits ein grobes Konzept, oder kann mein Team behilflich sein?«

»Wie Sie wissen, hat er seinen Lebenswandel radikal geändert. Genau dieser Wandel wird nun detailliert beleuchtet. Für weitere Vorschläge ist er offen«, erklärt der Vorgesetzte sachlich.

»Ein geläuterter Weiberheld kommt immer gut an, besonders bei Frauen zwischen achtzehn und neunundneunzig Jahren«, scherzt Boris, während er erneut einen Blick in meine Richtung wirft.

»Dein ›geläutert‹ klingt abgeschmackt, wie sein jämmerlicher Versuch, plötzlich einen auf ehrbar zu machen«, merkt meine Tischnachbarin an. »Mir ist sein angeblicher Sinneswandel schnurz. Lasst uns sein Leben durchleuchten und diskret prüfen, ob das nicht alles nur eine durchtriebene Show für mehr Firmenumsatz ist. Wenn ja, zerreißen wir ihn in der Luft, punkten beim Publikum und dann ... Adieu, neuer Lebenswandel.«

Bei ›Lebenswandel‹ hebt Iris beide Hände und knickt symbolisch für ein Semikolon Zeigefinger und Mittelfinger ein, was neben ihrer grandiosen Idee zu einigen unterdrückten Kichern in der Runde führt. Ihn lebendig in der Luft zu zerreißen, womöglich in einer Livesendung, scheint ganz nach dem Geschmack der anwesenden Herren zu sein.

»Diesen Aspekt halte ich für entscheidend, wenn Sie verstehen, was ich meine«, fährt Iris fort und lehnt sich zurück.

»Verstehe ich, ja. Absolut.«

»Wunderbar. Dann sind wir uns einig. Mein Team und ich freuen uns auf das Projekt. Verlassen Sie sich auf uns und die Sendung wird ein Straßenfeger.«

»Sie stolpern über Ihren Ehrgeiz, aber ich darf Ihnen vorab schon einmal verraten, dass Sie und Ihr Team Frau Blum-Tietze in der Ausarbeitung der Sendezeit unterstützen wird.«

Zum Glück steht der Kaffeebecher auf dem Tisch, sonst würde ich ihn vor Schreck loslassen. Fassungslos richten sich sämtliche Blicke auf mich, was mir unangenehm ist. Regungslos sitze ich auf dem gepolsterten Lederstuhl, meine Gedanken ein chaotisches Durcheinander ohne Anzeichen von Ordnung.

Krampfhaft versucht jeder, das seltsame Vorgehen von Frau Lambrecht zu verstehen. Ich eingeschlossen. Im Fernsehsender bin ich für das Nachmittagsprogramm zuständig, was dank des einschläfernd wirkenden Unterhaltungswerts hinter vorgehaltener Hand gerne ›Die Apothekezeit‹ genannt wird. Wenn man sich die Werbung und das Durchschnittsalter der Zuschauer genau betrachtet, versteht jeder Laie nach zwei Sekunden warum.

»Ich?«, stottere ich, ungläubig und mit einem nervösen Hüsteln in der Stimme.

»Sie?«, platzt es schrill aus Iris heraus.

Ihre Frage klingt für mich logisch. Immerhin ist sie die Expertin für solche Reportagen und hat eine Menge Kontakte in bestimmten Kreisen. Zudem besitzt sie



das Know-how, um eine fesselnde, vielseitige Selbstvermarktung von Stars und Sternchen zu kreieren. Nicht zu vergessen, dass sie bei den Zuschauern beliebt und eine Sympathieträgerin sondergleichen ist.

»Geläutert wird gemeinhin auch als Prozess einer innerlich vollzogenen Reinigung betrachtet. Warum also nicht neue Wege gehen, dem schwächelnden Familienprogramm ein wenig auf die Sprünge helfen und das heikle Thema vorsichtig in die Köpfe der Zuschauer bringen?«

»Sie wollen mit Ruben Holl dem schwächelnden Familienprogramm auf die Sprünge helfen?«, vergewissert sich Iris sicherheitshalber.

Ihre Stimme klingt entsetzt. Die Adern am hageren Hals treten deutlich hervor. Keine Frage, sie wirkt aufrichtig bestürzt, was in diesem Moment selbst ein Volltrottel erkennen kann.

Ich schlucke aus zwei Gründen. Das Wort »Familienprogramm« kommt gedehnt über Iris' Lippen, und »auf die Sprünge helfen« klingt einen Tick abschätzig für meinen Geschmack. Außerdem passt diese Art von Reportage meiner Meinung nach nicht zum richtigen Genre.

»Ausgeschlossen«, presse ich keuchend hervor und bringe damit für eine Millisekunde Chaos in die strebsamen Gesichtsausdrücke meiner hochgeschätzten Kollegen. Insbesondere der blonde Haarschopf von Iris wendet sich blitzschnell in meine Richtung. Mit weit aufgerissenen Augen starrt sie mich ungläubig an und versteht die Welt nicht mehr.

Niemand bei klarem Verstand würde es wagen, sich gegen eine Anweisung von Frau Lambrecht zu stellen. Vor allem nicht mit einer Meinung, die sich um den deutschen Frauenhelden und Publikumsliebling des Jahrhunderts dreht.

»Wie darf ich dieses »ausgeschlossen« verstehen, Frau Blum-Tietze?«

»Setzen Sie an dessen Stelle ein undenkbar, undurchführbar oder utopisch. Ganz einfach ausgeschlossen«, antworte ich, komme in Fahrt und habe nun eintausend plausible Gegenargumente parat, die ihr begreiflich machen sollen, dass ich ... Ich kann es nicht. Das muss vorerst genügen.

Schlagartig halten meine Kollegen den Atem an. Die Luft in diesem Raum wird schlagartig dünn, als würden wir allesamt auf dem Gipfel des Mount Everest stehen. Hektisch fliegen irritierte Blicke in alle möglichen Himmelsrichtungen. Meine Kollegen suchen Deckung oder durch Regungslosigkeit dem drohenden Unwetter zu entgehen, welches meine beharrliche Weigerung heraufbeschwört.

»Sehen Sie bitte einmal nach rechts und beschreiben Sie, was Sie sehen?«

Meinen Kopf in besagte Richtung drehend, schaue ich minutenlang in das runde Gesicht von Iris und zucke letztlich mit den Achseln. »Also ich sehe eine kompetente Redakteurin, die diese Reportage im Sinne des Senders umsetzen wird«, antworte ich wahrheitsgemäß, aber dennoch ausweichend.

Iris schluckt schwer, weiß aber nicht recht, wie sie meine Aussage deuten soll. Ihr fragender Blick gleitet zu Frau Lambrecht, die das Wort ergreift. »Ich habe Sie bislang für scharfsinnig gehalten, Frau Blum-Tietze. Was sehen Sie also?«

»Ich sehe eine erfahrene Journalistin, die den Plot und die Marketingstrategie bereits ins kleinste Detail ausgearbeitet hat. Kein Zweifel: Sie ist die richtige Frau für dieses Projekt.«

Meine Vorgesetzte seufzt. »In dem Fall sollten Sie auf diese Talente zurückgreifen, denn Sie leiten das Projekt. Noch Fragen?«

Schweigen.

Ein eiskaltes, erbarmungsloses Schweigen breitet sich in einer unsichtbaren, aber spürbaren Nebelwolke über den lichtdurchfluteten Konferenzraum aus. Unsicher irren die Blicke meiner Kollegen und Kolleginnen umher.

»Meine Stärken liegen in anderen Themenbereichen«, ergänze ich vorsichtshalber und fürchte, meine Kollegen bekommen meinetwegen Schnappatmung.

Ein laut vernehmliches Geräusch zeugt davon, wie dramatisch schnell Frau Lambrecht sich den Grenzen ihrer Geduld nähert. Ich habe diesen Gemütszustand ausgelöst und ernte mitleidige Blicke der Anwesenden, die nun nicht mehr in meiner Haut stecken wollen. Sie wissen aus Erfahrung: Wenn ich jetzt nicht den Bogen hinbekomme und einlenke, kann es schlimm für mich enden.

»Unterstellen Sie mir etwa, die Fähigkeiten meiner Mitarbeiter nicht zu kennen?«, fragt sie donnernd und knallt die flache Hand auf den Tisch. Zudem zeichnen sich deutlich Zornesfalten auf der Stirn der grauhaarigen Frau ab.

»Nein, aber ich bin die falsche Person für diese Aufgabe und muss demzufolge das schmeichelhafte Angebot entschieden ablehnen«, entgegne ich mit bemüht fester Stimme.

»Warum sagen mir das, wo sich jeder andere in diesem Raum sämtliche Finger danach leckt, dieses Projekt für sein Ressort zu erhalten?«

»Glauben Sie mir, ich würde niemals widersprechen, wenn es keinen triftigen Grund hätte«, erkläre ich und schaue hilflos zu, wie mein jahrelang mühsam errichteter Schutzschild zerbröselt.

»Erstaunlich«, meint Frau Lambrecht, die beispieillos gelassen wirkt.

Sie strafft sich, statt mich schreiend und tobend an den widerspenstigen Haaren aus dem Besprechungszimmer und dem Sender zu zerren. Kurioserweise spreizt sie lediglich ihre Finger und betrachtet die rot lackierten Fingernägel. Ihr Mund wird spitz, was mir zu verstehen gibt, dass die Sache Ihrerseits noch lange nicht zu den Akten gelegt ist.

Deshalb ergreife ich schnell das Wort und ergänze: »Nun, ich finde, erstaunlich wäre es in der Tat, wenn das Familienprogramm die Sendung ausgestaltet, statt das Team von ...«

»Haben Sie etwas an den Ohren?«, schreit sie schrill und ist in der Lage, damit meine fein säuberlich abgedichtete und dreifach vernagelte Kellertür aus den Angeln zu heben.

»Nicht, dass ich wüsste?«, entgegne ich gegen alle Vernunft und reibe gedankenverloren über meinen linken Unterarm, um dem lähmenden Gefühl der Hilflosigkeit wenigstens etwas entgegenzusetzen.

»Wir besprechen das in unseren Termin. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?«

»Meinetwegen.«

»Nein, meinerwegen«, faucht sie gereizt und weit über den Tisch gebeugt. Anschließend glättet sie ihr zweifarbiges Kostüm und blickt in die Runde. »Jetzt, wo die Sache geklärt ist, würde ich gerne von Ihnen die Vorschläge hören, um die ich letzte Woche per Mail gebeten habe.«

Geklärt, wie sie es nennt, ist für mich rein gar nichts. Logischerweise möchte ich mir den Gang in den Keller ersparen. Besser wäre es, die Tür zehnfach zu verriegeln und zu verrammeln, sich einen Rotwein aus Südfrankreich aufzumachen und ihn direkt aus der Flasche zu trinken.

Mit einem einzigen Zug, um anschließend unmanierlich aufzustößen und sich daran erfreuen, dass sich das Karussell anfängt, zu drehen und einem die Welt da draußen getrost gestohlen bleiben kann.

### Kapitel 3



Clara, die blutjunge Assistentin von Frau Lambrecht, führt mich mit ausdrucksloser Miene in den kleinen Besprechungsraum. Mit einer anmutigen Geste deutet sie auf einen bequemen Ledersessel. »Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten, Carlotta?«

»Nein, danke. Keine Umstände, Clara.«

Für einen Sekundenbruchteil zieht sich ihre linke Augenbraue in die Höhe. Auf der letzten Weihnachtsfeier habe ich das Vergnügen gehabt, eine längere, überaus interessante und amüsante Unterhaltung mit ihr zu führen, kann ihre Mimik daher problemlos einschätzen und zwinkere verschwörerisch.

»Frau Lambrecht stößt in wenigen Augenblicken zu Ihnen«, erklärt sie und bewegt sich anmutig wie eine Raubkatze zur Tür. Ich frage mich, wie Assistentinnen es immer hinkommen, umwerfend und mühelos zeitgleich zu wirken. Würde

ihnen diese Eleganz in die Wiege gelegt oder ist es Teil des Berufes und gewissermaßen antrainiert?

An der Tür angekommen, bleibt sie stehen, als würde sie meine Gedanken hören können. Sie nickt einmal kurz, was aufmunternd wirkt. Dann erinnere ich mich daran, dass sie während der Besprechung das Protokoll geführt hat.

Wenigstens tratscht die liebe Clara nicht, was mich an dieser Stelle ungemein beruhigt. Es käme einer Giftspritze gleich, wenn meine Nervosität vor diesem Treffen die Runde im Sender macht. Dieses Stigma, das faktisch gesehen keines ist, könnte mich in dieser Schlangengrube von Journalisten und Haifischen Jahrzehnte in meiner Laufbahn zurückwerfen.

Leise schließt Clara die Tür und lässt mich mit meinen Hirngespinsten zurück, die sich ausnahmslos um die turbulenten Ereignisse der heutigen Versammlung drehen. Ich schaue mich um. Die meisterhaften Fotografien an der Wand erscheinen mir ebenso fade, wie der metallische Geschmack im Mund. Nichts lenkt mich ab, denn mit Sicherheit hole ich mir in wenigen Augenblicken einen gewaltigen Rüffel ab.

Bestenfalls einen hochkantigen Rausschmiss.

Sei es drum. Jedenfalls werde ich die Ruben-Holl-Sendung nicht moderieren. Da kann ich gleich in den Keller zu den stinkenden Leichen gehen und einen Nachmittagstee mit ihnen trinken.

Apropos, dem Kaffeeklatsch mit Iris konnte ich zum Glück entgehen, weil sich der Termin für die Unterredung mit Frau Lambrecht mehrmals nach hinten verschoben hat. Garantiert möchte Iris nach dieser Besprechung alles aus erster Hand erfahren. Selbst wenn sie dafür bis Mitternacht warten muss, bevor ich dieses Zimmer verlasse. Sie ist äußerst fantasievoll und gewitzt, wenn es darum geht, als Erste die Nase in die neuesten Neuigkeiten zu stecken.

Ungeduldig warte ich mit dem seltsam bedrückenden Gefühl, es würde jemand auf dem großen Zeiger der Uhr sitzen. Ich schaue aus dem bodentiefen Fenster. Draußen zeichnet sich die Großstadt mit den ersten Abendlichtern ab. Die flackernden Lichter zerfließen mittlerweile ineinander. Ähnlich wie die Menschen, die sich täglich Kleinkriegen hingeben, ohne Widerstand zu leisten.

Angeekelt von diesem Unvermögen, lieber das Gegenüber für die eigene Misere verantwortlich zu machen, wende ich mich ab. Ich denke an Alessio, der mir in diesen Dingen ein leuchtendes Beispiel gewesen ist. Geduldig und nachsichtig mit mir, hat er mich mit seiner grenzenlosen Liebe gelehrt, die Welt aus anderen Augen zu betrachten. Diese, mit den Jahren erworbene Sichtweise hilft mir gewiss bei dem Gespräch. Ungern möchte ich mich in irgendwelche Fallstricke verheddern.

In diesem Mantra öffnet sich die Tür. Frau Lambrecht betritt ihr ganz persönliches Besprechungszimmer. In den Händen trägt sie ihr Handy. Das legt sie auf den Tisch ab und bedenkt mich mit einem ungewohnt mütterlichen Blick.

Nun, ehrlich gestanden, habe ich alles andere als etwas Derartiges erwartet. Sie wirkt entspannt.

Bin ich doch nicht gefeuert?

Nur degradiert?

»Danke, dass Sie gekommen sind, Carlotta. Wie Sie wissen, sind mir ausschweifende Einleitungen zuwider, somit werde ich direkt auf die Angelegenheit zu sprechen kommen, für die wir uns zu so später Stunde versammelt haben. Der Sender bekommt das Exklusivangebot unter Bedingungen, die ich keineswegs vor dem Kollegium ausbreiten wollte. Daher habe ich um dieses Vieraugengespräch gebeten.«

Sie hat mich gebeten?

Habe ich etwas missverstanden?

Nachdem ich trotz ihrer bedeutungsvollen Pause keine Anstalten mache, nachzuhaken, setzt sie ihre Rede fort: »Er knüpft gewisse Bedingungen an das fantastische Angebot. «

Aha. Das passt zu ihm. Ich straffe mein Kreuz und sitze kerzengerade, als hätte ich einen Besenstiel verschluckt.

»Zweifelsfrei liegt es nicht in meinem Aufgabenbereich, seine Vorgehensweise zu kritisieren, aber ich an Ihrer Stelle würde hellhörig werden und es als Erpressung einstufen. Ein Haken kann sich für den Sender als kritisch erweisen.« Frau Lambrecht reagiert nicht auf meine Warnung. Gut, dann muss ich deutlicher werden. »Zumindest aber als miese Manipula... ähm, Masche. Ich frage mich, ob der Sender zulass...«

»Herr Holl möchte, dass Sie die Federführung bei diesem Projekt übernehmen.«

Beschwichtigend hebt sie ihre Hand, die zwei kostbare Diamantringe zieren. Kurzerhand unterbricht sie all meine weiteren Einwände und Ausführungen über das hinterfotzige Angebot.

Für eine Sekunde muss ich meine Einzelteile vom Fußboden auflesen. Habe ich mich etwa verhört?

»Soll das ein Scherz sein?«

»Kennen Sie mich denn als Stand-up-Comedian? Mir leuchtet sehr wohl ein, wie viel Ihnen der Sender damit abverlangt. Würde ich Ihrer fachlichen und sozialen Kompetenz nicht vertrauen, wären Sie nicht in meiner Mannschaft und wir würden dieses Vieraugengespräch nicht führen. Egal, wie vehement er diese eine Bedingung daran knüpfen würde. Ich möchte es in aller Deutlichkeit und für das Protokoll betonen.«

»Vehement diese eine Bedingung daran knüpfen?«, frage ich nach.

Ihre Wortwahl lässt mich alarmiert aufhorchen. Erneut legt sie eine bedeutungsschwangere Pause ein und betrachtet ihr Handy, statt zu antworten.

Plötzlich begreife ich, dass sie sich mit ihrer privaten Meinung nicht aus dem Fenster lehnen wird und mir mit ihrem Schweigen zu verstehen gibt, dass ich besser nicht weiter nachhaken soll.

Diese Frau hat das seltene Talent, sich selbst zu widersprechen. Ihr Vorwort versteckt sie gekonnt in ihren Reden und ohne etwas zu sagen, spricht sie Bände.

»Ich bitte Mitarbeiter aus meinem Team nur widerwillig darum, eine Aufgabe zu übernehmen, die gänzlich unwillkommen zu sein scheint.«

»In der Tat, Frau Lambrecht, diese Aufgabe ist gänzlich unwillkommen. Sogar außerordentlich unwillkommen. Ich kann nicht mit Ruben Holl ... Das geht nicht. Auf keinen Fall. Fragen Sie ihn, ob er mit Iris zusammenarbeitet. Sie leckt sich sämtliche Finger, redet andauernd über ihn und hat eine offenkundige Schwäche für ihn, aus der sie obendrein noch nie einen Hehl gemacht hat. Nein, Schwäche wäre untertrieben, es wäre die Krönung ihrer Karriere. Nein, ihres ganzen Lebens. Ja, und sogar ihrer ganzen Existenz. Iris wäre die Richtige. Die perfekte Frau ...«

»Frau Blum-Tietze, bitte«, unterbricht sie meine sich überschlagende Rede und hebt abwehrend ihre Hände.

Ich hüte besser meine Zunge, obwohl meine Vorgesetzte ein wenig zugänglich erscheint. Schuldbewusst über meinen ungestümen Redeschwall senke ich mein Haupt und gewinne damit ein wenig kostbare Zeit, um mir eine neue Strategie zu überlegen. In meinen Worten erkenne ich zu genau die eigenen Lügen, die ich mir seit Jahrzehnten einflüstere, um der Wahrheit nicht ins Angesicht blicken zu müssen.

Aber es gibt einen Haken.

Ich weiß haargenau, welche Lebensläufe Iris bereits in der Vergangenheit in der Luft zerrissen hat. Ruben Holl wäre nach einer kurzen Affäre Kanonenfutter, was sie den restlichen Medien vor die gierigen Mäuler wirft. Männer wie ihn verspeist sie zum Frühstück und scheut sich mitunter nicht einmal davor, auf einem ganz üblen Niveau zu agieren.

Echt abartig, diese Vorgehensweise, wenn ich es mir genau überlege. Was das betrifft, erinnert mich Iris an eine Gottesanbeterin.

Zwischen den Stühlen sitzt es sich unbequem. Dennoch muss ich das verlockende Angebot entschieden ablehnen.

»Ich kann auf gar keinen Fall und möchte aus persönlichen Gründen von dieser Aufgabe entbunden werden. Nehmen Sie meine Antwort als Widerruf. Erfinden Sie einfach eine plausibel klingende Lüge und preisen Sie Iris als Nummer eins an. Er merkt doch nichts und ist bestimmt mit sich und seiner Vermarktung beschäftigt«, entgegne ich gedämpft.

»Eine Frage. Mich macht Ihre renitent wirkende Ablehnung neugierig. Gibt es etwas, was ich wissen sollte?«

»Ich möchte halt nicht. Aus persönlichen Gründen. Ich werfe das Handtuch noch bevor ich in den Ring steige. Mehr gibt es zu diesem Thema nicht zu sagen.«

»Niemand aus meinem Team hat je das Handtuch geworfen, weil es einmal persönlich und brisant wurde. Dann ist es nicht nur eine persönliche, brisante Angelegenheit für Sie, sondern auch eine gute Schule, um alles von dem einst erworbenen Wissen der Journalistik anzuwenden«, entgegnet sie beinahe eisig und schiebt mir das Handy entgegen. »Sie bekommen eine Stunde Sendezeit und gestalten diese aus. Der Sender mischt sich nicht in die kreative Umsetzung Ihrer Berichterstattung ein, was im Übrigen eine zweite Bedingung von Herrn Holl gewesen ist. Fehlen Mittel, stellt er diese bereit. Was das bedeutet, muss ich ihnen nicht erklären, oder? Er bietet Ihnen an, den Fernseholymp zu besteigen. Ich gebe Ihnen fünfzehn Minuten, um in aller Stille über das Angebot nachzudenken.«

Erstaunt reiße ich meinen Mund auf. Ich glotze meine Vorgesetzte regelrecht an, was mir selbst überaus unangenehm ist, ich jedoch nicht willentlich verhindern kann. Erst, nachdem sie das Handy vollends auf meine Seite des Tisches schiebt, erhebt sie sich und schreitet langsam zur Tür.

»Denken Sie gut nach. Unter uns gesagt, werde ich nach der vereinbarten Bedenkzeit Ihre Entscheidung akzeptieren. Jede Entscheidung«, meint sie mit einem bedeutungsvollen Blick.

Sie klingt völlig anders als im Meeting der Chefredakteure. Auch ihre Stimme tönt weicher. Beinahe mütterlich besorgt, was ich von ihr so überhaupt nicht gewohnt bin. Dennoch verstehe ich die Botschaft, alle Chancen genauestens mit meinen Ängsten abzuwägen.

Abermals schließt sich die Tür. Damit lässt sie mich mit meinen Gedanken und dem Handy zurück, auf das ich jetzt hinabsehe.

Du lieber Himmel, bin ich in der Hölle gelandet?

Oder nur in einem bösen Traum?

»Vermaledeiter Scheißdreck«, fluche ich, beuge mich über den Rand des Tisches und stütze entmutigt meinen Kopf ab.

Denke nach, Carlotta! Finde einen Ausweg aus diesem Schlamassel.

Minutenlang massiere ich die Schläfen und überlege fieberhaft, mit welcher Argumentation ich aus dieser verzwickten Nummer herauskomme. Plötzlich straffe ich mich und lege die ineinander gefalteten Finger zwischen meine Knie.

Stocksteif betrachte ich das Handy, aus dem kein Geräusch zu hören ist und ganz sicher nicht ohne Grund dort liegt.

Entweder ...

Oder ...

»Guten Tag.«

Verhalten, zaghaft und unsicher klingt meine Begrüßung, weil ich wahrhaft Haarsträubendes vermute. Inbrünstig hoffe ich, dass meine Spürnase mein Großhirn verascht.

»Guten Tag, mein Herzblatt«, grüßt eine männliche Stimme aus dem Lautsprecher.

Verdammt, meine Spürnase kann ich mir vergolden lassen. Ich liege richtig. Auf der Stelle sacke ich innerlich zusammen. Variante zwei habe ich als eher unwahrscheinlich eingestuft, trifft aber letztlich zu.

Augenblicklich verstehe ich den mütterlichen Blick von Frau Lambrecht und, warum sie mir fünfzehn Minuten Bedenkzeit einräumt. Obendrein hat er am anderen Ende der Leitung meine Ausflüchte gehört.

Ich bin sauer.

Sogar stinksauer.

Damit kennt er meine Hauptargumente, kann sie problemlos niedermachen und mir jedes Wort im Mund umdrehen.

»Nenn mich nicht so«, fauche ich matt und lehne mich zurück. Ich fühle mich sterbensmüde.

»Wie soll ich dich dann nennen?«

»Jedenfalls nicht so wie eine bestimmte Art von halbnackten Frauen, die du in deiner gleichnamigen Zeitschrift geilen, alten Männern als Wichsvorlage präsentierst«, fauche ich aufgebracht.

Das ist nicht wirklich meine Meinung, denn die Fotos sind zwar aufreizend, aber hervorragend umgesetzt und nicht sexistisch, wie in anderen Schmierblättern.

»Einige von meinen Modellen sind gänzlich nackt.«

»Grundgütiger«, murmele ich und verdrehe die Augen.

»Du darfst mich nennen, wie du möchtest. Ich protestiere nicht und ›Grundgütiger‹ klingt in meinen Ohren würdevoll«, kichert er.

»Was willst du von mir?«

»Sie hat doch genau ihre und meine Meinung auf den Punkt gebracht. Wie könnte ich es dir verständlicher erklären? Ich brauche die fähigsten Leute, die über die Kompetenz und das darin enthaltene Fingerspitzengefühl verfügen, ein Bild von mir zu zeichnen. Ergo brauche ich dich.«

»Bitte nicht«, flehe ich.

Auf Schlag fühle ich mich den Tränen nah, weil damit mein letztes Stündchen geschlagen hat. Da passe ich für einen Moment nicht auf und schon steht die Kellertür zum zweiten Mal an diesem Tag sperrangelweit offen.

Diese Tatsache jagt mir einen gewaltigen Schrecken ein. Unversehens finde ich mich vor der Tür wieder, die direkt in das furchteinflößende Kellergewölbe führt.



»Zeichne mit deinen Worten ein Bild von mir. Mit leuchtenden Augen und einem unfassbar euphorischen Lächeln auf den Lippen. Wie früher«, bittet er und klingt unglaublich nachsichtig.

»Mit einem kindlichen und unbezwingbaren Glauben an das Gute in den Menschen ...«, ergänze ich der Vollständigkeit halber und erhebe mich schwerfällig.

Eine Zeit lang füllt Schweigen den Raum, bevor er leise entgegnet: »Wer kennt die menschlichen Abgründe besser als wir? Wer, wenn nicht wir?«

»Niemand«, hauche ich und schaue aus dem Fenster, wobei mir unwichtig erscheint, ob er meine Antwort hört.

Er kennt sie ohnehin.

Unaufhörlich schreitet die Dämmerung fort und erinnert mich an all die Silberstreifen am Horizont, die mit vierzehn Jahren jäh in mir erstorben sind. Ich wende mich von den vielen bunten Lichtern ab, die den beschaulichen Abend heraufbeschwören und die Stadt selbst in der Dunkelheit pulsieren lässt.

Ja, selbst in der Finsternis, ist ein Herz in der Lage, gleichmäßig zu schlagen. Wer weiß es besser als ich? Das Licht ist nicht die einzige Energiequelle für das Leben auf der Erde.

Entschlossen eile ich zum Tisch, setze mich und blicke, meinen Kopf auf die Hände abstützend, auf das Handy herab. Fieberhaft denke ich nach.

Ich könnte stundenlang hier sitzen, bis er einschläft. Dann verschwinde ich heimlich. Oder ich schlafe ein, da kann er meinetwegen in das Handy horchen, bis er schwarz wird und Gevatter Tod ihn eines Tages zu sich holt.

Und das wären nur zwei Möglichkeiten von tausend Millionen. Auf Knopfdruck geht meine Fantasie mit mir durch.

»Ich kann deinen Atem hören. Er geht schnell, wie damals nach der Beerdigung von Alessio«, flüstert er nach einer ganzen Weile.

Ruben Holl reißt mich aus den Gedanken, die sich urplötzlich allesamt überschlagen. Ich horche auf. Auf Schlag fühlt sich meine Kehle knochentrocken an. Fassungslos starre ich das Telefon an, als könnte ich dadurch seine Worte besser ausradieren.

Er hat doch wohl nicht etwa ...?

In meinem Gesicht spüre ich eine glühend heiße Welle, die sich über die Wangen ausbreitet und derart heiß brennt, als würde ich lichterloh in Flammen stehen. Meine ausgetrocknete Kehle schnürt sich zu und ich hülle mich in ein scheinbar sicheres Schweigen, was an dieser Stelle angebracht zu sein scheint.

Ich werde jetzt gewiss keine Bestätigung abgeben, auf die er garantiert wartet und mich dann Ewigkeiten damit aufzieht. Zum Glück sieht er mein knallrotes Gesicht nicht.

»Mach gerne weiter. Gerade merke ich, wie unendlich tröstend ich finde, dich wieder zu hören. Wir haben lange nicht miteinander telefoniert. Ich habe oft an dich gedacht. Ziemlich oft.«

»Zwei Monate«, verbessere ich und schäme mich auffallend.

Es stimmt, wir haben nach Alessios Beerdigung jeden Abend miteinander telefoniert. Und ich komme mir abgrundtief schlecht vor, weil er mir in den schweren Stunden und in endlosen Telefonaten nach Alessios Tod beiseite stand.

Monatelang.

Ein Dankeswort indes habe ich nie über die Lippen gebracht, was mich jetzt in einem absolut schlechten Licht dastehen lässt. Vermutlich bin ich schon immer eine schlechte Freundin, Frau und Tochter gewesen. Ich habe genommen, ohne zu hinterfragen, und bin davon ausgegangen, es wäre normal oder würde mir zustehen wie ein verdammt verbrieftes Recht.

»Zwei Monate sind eine lange Zeit. Aber ich mache dir keine Vorwürfe, freue mich eher darüber, dass es dir inzwischen besser geht. Es tut gut, deine Stimme zu hören.«

»Was willst du von mir?«, hauche ich mit zittriger Stimme und unterbreche hastig seinen Monolog.

»Zeichne ein Porträt von mir. Mit deinen Wörtern.«

»Weil ich Wörter gut malen kann?«

»Genau«, haucht er und klingt nah an meinem Herzen. »Und weil du mutig bist, die Dinge beim Namen nennst und ich dir blind vertraue.«

Möglichst geräuschlos wische ich die herabrinnenden Tränen von den Wangen, denn die Worte treffen mein Innerstes. Genau genommen stehe ich in seiner Schuld.

Er würde mir diese Tatsache niemals auf das Butterbrot schmieren. Dennoch fühle ich mich verpflichtet, je länger ich mich mit ihm unterhalte.

Garantiert ist mein Augen-Make-up spätestens jetzt verschandelt. Ganz abgesehen von den geröteten Augen, mit denen ich nachher allen möglichen Leuten über den Weg laufen werde. Jeder wird etwas Anderes hineindeuten. Miese und falsche Gerüchte machen ab morgen die Runde und werden im Kontext der Besprechung gesetzt.

Na, prima.

»Unbekannte Wörter kann ich nicht für dich erfinden«, setze ich mich Stück für Stück zusammen und straffe mich, um mir meine Heidenangst ja nicht anmerken zu lassen.

»Ich weiß und ebenso, wie viel ich dir mit dieser Bitte abverlange. Aber ich vertraue dir. Ausschließlich dir. Na ja, und ein wenig meiner Mutter. Wieder.«

»Das freut mich für dich, wirklich.«

»Stell dir vor, sie backt jedes Wochenende meinen Lieblingskuchen und wartet mit leuchtenden Augen am hübsch eingedeckten Kaffeetisch auf mich.«

»Marmorkuchen mit ganz viel Schokolade?«

Ein zaghaftes Lächeln huscht über meine Lippen, denn es ist auch mein Lieblingskuchen. Ist er noch immer. Allerdings nur der von seiner Mutter.

»Du erinnerst dich daran?«

Ich wische über meinen Wangenknochen und trockne die Feuchtigkeit an meinem Hosenbein ab. »Logisch erinnere ich mich an ihren Kuchen. Du lockst mit netten Details und wickelst mich in dein Spinnengewebe ein. Wie immer.«

»Verstehe. Dann höre ich jetzt damit auf und wende mich lieber deinem Atem zu.«

Schweigend sitze ich über dem Telefon gebeugt. Völlig durch den Wind schüttele ich unentwegt den Kopf. Tausend Bilder ziehen an meinem inneren Auge vorbei. Jedes enthält ein Gefühl, dem ich ausgiebig nachspüre, bis es leise an der Tür klopft.

Clara späht in den Raum.

Sie tritt näher, nachdem ich meinen viel zu schweren und dumpf pochenden Kopf langsam anhebe. Vorsichtig legt sie ihre flache, warme Hand auf mein Schulterblatt und nimmt das Handy auf. »Frau Lambrecht wünscht mit Herrn Holl zu sprechen. Kann ich ihr etwas Verbindliches bezüglich des Projektes ausrichten?«

»Liebe Clara. Bitte lassen Sie das Telefon noch für zwei Sekunden dort liegen, wo es ist. Ginge das?«, säuselt er aus dem Lautsprecher des Telefons.

Ich höre deutlich eine Veränderung in seiner Tonlage. Sie klingt noch immer gutmütig, aber in gewisser Weise direkt. Unverblümt und daneben absolut lieblich.

Auf der Stelle legt Clara das Telefon wieder auf den Tisch, als hätte er sie mit seinem typisch honigsüßen Lächeln bedacht. Gott, er ist so verflucht reizend, dass die Frauen ihn sogar durch das Telefon anbeten.

Clara geht, doch ich halte sie zurück und ergreife ihr Handgelenk. Unentwegt schaue ich das Handy an, wiege fieberhaft meinen Oberkörper und nicke, als könne er es sehen.

»Warte einen Moment, Clara. Ruben, du hast noch etwas bei mir gut. Ich habe es nicht vergessen«, presse ich gequält hervor, weil ich mich in der Mausefalle gefangen fühle.

»Mein Herzblatt, ich möchte nicht auf diese Art an dein Gewissen appellieren, aber ich freue mich unbeschreiblich, wenn du das Projekt übernimmst.«

»Nenn mich ja nicht Herzblatt, verstanden? Andernfalls überlege ich mir die Sache schneller, als du bis drei zählen kannst«, entgegne ich matt, stehe auf und lasse Clara und den Mann am Telefon zurück, der mein Herz auf zwiespältige Weise aufwühlt.



Eine halbe Stunde später stehe ich in meinem Büro und packe Unterlagen zusammen. Die stapeln sich kreuz und quer auf meinem Schreibtisch. Wie meistens sieht er unordentlich aus. Dank meiner bienenfleißigen Assistentin herrscht zumindest einmal pro Woche Ordnung darauf.

Es klopft an der Tür und ich bitte herein. Neugierig steckt Iris ihren blonden Schopf durch den Türspalt.

Wusste ich es doch.

»Wie siehst du denn aus? War es so schlimm, Süße?«

»Weil längst Feierabend ist, sehe ich dir deinen Hang zur Untertreibung nach. Ansonsten würde ich dir an deine Kehle springen.«

Meine Stimme klingt tonlos und passt perfekt zu der gedrückten Stimmung. Im Gegensatz zu Iris trage ich mein Herz gelegentlich auf der Zunge. Selbst wenn ich es in ihrer Nähe hüte wie meinen Augapfel.

Sie ist nicht meine Freundin, sondern eine Kollegin, die für ihr berufliches Vorankommen sämtliche Register zieht. In gewisser Weise handelt jeder von unseren Kollegen so, aber sie ist ein Paradebeispiel für die Ellbogenmentalität.

»Das ist lieb von dir«, raspelt sie Süßholz und schleicht sich ungebeten in mein Büro. Vor meinem Schreibtisch bleibt sie stehen und beobachtet eine Weile, wie ich meinen Laptop verstaue.

»Du packst zusammen?«

»Ja, ich packe. Wonach sieht es sonst aus, Iris?«

»Sage bloß, sie hat dich gefeuert.«

Für einen Moment schaue ich auf und frage mich, was in ihrem Schädel vor sich geht. Ich entscheide mich jedoch, die Akte mit den Presseterminen abzulegen, die mir meine Assistentin zur Absegnung hingelegt hat. Ich schlage die Seite mit dem Post-it auf und unterschreibe an der gekennzeichneten Stelle.

So, die Sache wäre erledigt.

In den Augen von Iris spiegelt sich pure Neugier. Aufmerksam mustert sie mich.

»Nein«, antworte ich knapp, schlage die nächste Akte auf und unterschreibe nach dem Blick auf die Honorarrechnung von einem externen Fernsichteam.

»Ich fresse einen Besen. Du hast das Handtuch geschmissen?«

»Du liest zu viele abscheuliche Romanheftchen«, schmunzle ich und unterschreibe unterhalb des Datumsstempels. Das steht für das Go. Danach pfeffere ich die Akte auf den Stapel, den meine fleißige und gewissenhafte Sekretärin morgen früh bei Arbeitsbeginn abholt.

»Nein, Süße, es sind Filme und Serien, die ich gelegentlich ansehe. Aber ich bin gewiss nicht weltfremd. Magst du eine Weile plaudern?«

»Darüber gibt es nicht viel zu sagen. Ich besuche meine Mutter und anschließend Alessios Eltern in der Schweiz.«

»Du meine Güte, du nimmst eine Auszeit?«

Wie sie das Wort ›Auszeit‹ betont, hege ich die Befürchtung, dass sie direkt Pusteln bekommt. Bei dieser Gelegenheit frage ich mich, wann sie zuletzt einen Tag freigenommen hat. Soweit ich mich entsinne, nie. Vermutlich befürchtet sie, jemand sägt in der Abwesenheit an ihrem Stuhl, während ihr meiner vollkommen egal wäre.

»Welche Seite wollte die Auszeit?«, bohrt sie weiter, weil ich nicht sonderlich gesprächig wirke. Sie setzt sich auf die Schreibtischkante und verschränkt, skeptisch dreinblickend, die Arme vor der Brust.

»Meine Güte. Was ist so schlimm daran, die eigenen Eltern länger als ein Wochenende zu besuchen. Ich möchte in Ruhe nachdenken.«

Mein weiteres Reiseziel und die Übernahme der Leitung des Projektes erwähne ich absichtlich nicht. Dieser Fakt spricht sich ohnehin in Kürze herum. Gewissermaßen wie ein Lauffeuer. Wenn ich es heute Iris auf die Nase binde, könnte ich ebenso gut mit einer Viper kuscheln, denn ich traue ihr nicht weiter als drei Meter über den Feldweg.

»Und du warst mit dieser Auszeit einverstanden?«, erkundigt sie sich verblüfft und bekommt den Unterkiefer beinahe nicht mehr in eine normale Position.

»Seine Eltern vermissen mich. Und ich sie. Seit der Beerdigung habe ich sie nicht mehr gesehen. Es ist nur Urlaub, erholsam und alles andere als tödlich, Iris. Ich muss mir über etwas Grundsätzliches klar werden und seile mich dazu für eine Weile ab. Was spricht dagegen? Mein Podcast läuft weiter, falls er dich interessiert«, winke ich leichthin ab und lasse es vorsätzlich so aussehen, als würde ich Zeit brauchen, um mir die Sache mit der Sendung genauestens zu durchdenken.

»Du bekommst Bedenkzeit dafür, um dir zu überlegen, ob du das Projekt übernehmen willst? Das finde ich mutig, wenn auch befremdlich. Wenn du nicht an dem Projekt interessiert bist, übernehme ich gerne deinen Part. Ich rede auch mit der Lambrecht und überzeuge sie davon.«

Ein Nicken bestätigt ihre Annahme und die ausgelegte Falle schnappt zu. Abermals verschränkt Iris die Arme vor der Brust und baut sich zu ihrer vollen Körpergröße auf. Siegesicher, dass sich alles in ihrem Sinne entwickelt und die eine oder andere Intervention nachhilft, lächelt sie siegesicher.

»Ich weiß und überhöre die unverhohlene Warnung, was mir blüht, wenn ich mir zu lange Zeit nehme.«

Mit beiden Händen stützt sie sich auf den Schreibtisch ab und bedenkt mich mit ihrem raubtierhaften Blick, der ihr Team einschüchtert. »Ich will dieses Interview.«

»Ich weiß, wie sehr du all die Jahre auf diese Chance hingearbeitet hast. Es war praktisch unmöglich, es nicht mitzubekommen.«

»Und genau deswegen bist du mir an diesem Punkt des Geschehens von großem Nutzen. Meinetwegen agieren wir nach außen, als würdest du die Strippen fest in den Händen halten und den Takt für das Team vorgeben. Während deiner Auszeit manage ich im Hintergrund die Drecksarbeit. Du heimst bei deiner Rückkehr die Lorbeeren ein. Wie klingt dieser Vorschlag in deinen Ohren?«

»Es klingt, als würdest du davon ausgehen, dass ich einfältig bin. Wenn du dich unbedingt mit ihm treffen möchtest, rufe ihn einfach an und versprühe deinen unwiderstehlichen Charme durch den Telefonhörer.«

Sie richtet sich auf und schreitet für einige Meter gestelzt durch mein Büro. Am Sideboard mit den metallischen Kanten angekommen, bleibt sie stehen und überprüft gelangweilt wirkend die Oberfläche auf möglichen Staub. »Aber Süße, in meinen Kreisen lässt sich niemand leichtfertig dazu hinreißen, zum Telefonhörer zu greifen und dummdreist über eine gemeinsame Schwäche zu schwatzen.«

»Du meinst Schwächen wie Geld und Sex?«

Abrupt dreht Iris sich herum, setzt ein hinreißendes Lächeln auf und schreitet auf mich zu. »Wie das bei dir klingt. Warum nicht über Sex mit ihm sprechen? Schließlich hat er schon mit hässlicheren Frauen Affären gehabt und nach allem, was ich höre, soll er ...«

»Du bist nicht hässlich, Iris.«

»Danke für die Blumen, Süße. Und nein, ich bin nicht hässlich. Zumindest nicht dem äußeren Anschein nach«, schmunzelt sie anzüglich und setzt sich wieder auf die einzige freie Ecke, die auf meinem Schreibtisch zu finden ist. »Ruben Holl ist unglaublich sexy. Ich mag sein Grübchen. Ist es dir bei Gelegenheit aufgefallen? Ach nein, du hattest nur Augen für deinen Eidgenossen.«

»Oje, du klingst vollkommen verliebt und solltest unbedingt bei ihm anrufen. Egal, ob man es in deinen Kreisen so handhabt«, lache ich erheitert und weiche der Erwiderung bewusst aus.

»Nein, denn das ist ja genau der Haken an der Sache. Da er seit einer Weile sein Image zu einem soliden Ehrenmann gewechselt hat, übernimmst du diesen Part und machst mich bei einer günstigen Gelegenheit mit ihm bekannt. Ganz zufällig, du verstehst?«

Entnervt von ihrem übertriebenen Ehrgeiz erhebe ich mich, ergreife den Griff der Ledertasche und wende mich zur Tür. »Ich sehe, was ich ermöglichen kann. Warst du nicht diejenige, die ihm in ihren Fernsehsendungen nachsagt, er wäre bei Frauen ungemein ... wie war noch gleich das Wort, welches du gebraucht hast? Speziell? Richtig, es war speziell. Jetzt erinnere ich mich.«

Lässig kommt Iris zu mir geschritten und wackelt dabei provokativ mit ihrer Hüfte. »Mag angehen, dass er ein spezieller Mann ist. Wie du aber weißt, bin ich eine sehr spezielle Frau«, erwidert sie und lehnt sich gegen den Türrahmen. »Passt doch.«

Minimal schiebt sie ihren Rock in die Höhe. Darunter erkenne ich schwarze Strapse, die sich um ihre schlanken Beine schmiegen, als würde sie diesen frivolen Kick auf der Arbeit benötigen. Lustvoll gleiten ihre schlanken Hände an dem Körper hinauf. Lasziv öffnet sich der rot geschminkte Mund, in den sie einen Zeigefinger hineinsteckt und ihn mit der Zunge genüsslich umrundet.

Manchmal glaube ich, sie akzeptiert keinerlei Grenzen. Mir wird flau im Magen, wenn ich ihr provozierendes Verhalten beobachte und ahne, dass sich dahinter eine zutiefst verletzte Seele verbirgt.

Keine Ahnung, wer einst ihre Grenzen missachtet hat. Aber eins ist sicher: Beide würden gut zusammenpassen.

»Soll ich ihm von diesem Augenschmaus berichten?«

»Berichte ihm alles über mich, was nötig ist, damit ich ihn endlich zwischen meinen Beinen spüre«, haucht sie mit deutlich belegter Stimme. Mit der flachen Hand fährt sie sich gierig ihre Innenschenkel entlang, wobei sie die langen Fingernägel tief in das Fleisch drückt. »Habt ihr ... miteinander telefoniert? Wie ist er so?«

»Woher soll ich das wissen? Für eine konkrete Einschätzung war das Telefonat zu kurz. Du, ich muss dringend los und schliesse jetzt das Büro ab.«

Nochmals schmunzelt sie scheinfromm, lacht schließlich heiser auf und fühlt sich offensichtlich nicht die kleinste Spur niederträchtig. Erst vorhin hat sie mir bereits versichert, dass sie nur innerlich hässlich geraten wäre.

Aus meiner Jackentasche krame ich den Büroschlüssel und schaue sie auffordernd an, mein Büro zu verlassen. Langsam tritt sie auf mich zu, schaut zu, wie ich abschliesse und mich grußlos zum Gehen wende.

»Ich verstehe dich nicht. Letzten Endes kocht er garantiert wie jeder andere Mann auch nur mit Wasser, Iris.«

»Manches Wasser kocht gar nicht und anderes bringt mich in drei Sekunden nach oben. Nur, wenn ich es in einer biederen Frauenzeitschrift ansehe«, ruft sie mir lauthals lachend an meiner inzwischen verschlossenen Bürotür hinterher.

In einer Nische des langen Flures stehen ein Glastisch und zwei bequeme Sessel. Dort entdecke ich die neueste Ausgabe der Gala. Diese Zeitschrift nenne ich nicht bieder, wird aber ihren Zweck erfüllen.

Ich schnappe sie mir, weil der besagte Weiberheld darauf abgebildet ist. Mit dem Magazin schreite ich zurück zu Iris, bleibe direkt vor ihr stehen und werfe sie ihr zu.

»Auf drei.«

Verdattert schaut Iris drein. Sie betrachtet das Titelblatt, erkennt ihn und befeuchtet sogleich ihre Lippen. Daraufhin glänzen sie wie zwei Diamanten. Abschließend nimmt sie den Mittelfinger in den Mund und hebt den Rocksäum ...

»Eins.«

Mit einem Seufzer zuckt ihr schlanker Körper, sobald der Finger sein Ziel erreicht. Lasziv öffnet sie ihren Mund.

»Zwei.«

Demonstrativ gleitet der Blick zu mir. Keine Frage, sie zieht das Ding tatsächlich durch. Egal, wer von den Kollegen gleich vorbeikommt. Ich wende mich ab, während sie an meiner Bürotür in die Knie sinkt, dabei lustvoll stöhnend an Ruben Holl denkt und heiser ›drei‹ raunt.

»Dir ist nicht mehr zu helfen. Rufe ihn unbedingt an.«

Garantiert werde ich ihr das Feld nicht kampfflos überlassen. Niemals. Was das Streben nach beruflichem Erfolg betrifft, stehe ich diesem Aas in nichts nach.

Stand ich noch nie.

Nur kommen für mich Sex, Manipulation und andere Verschwörungen als probates Mittel nicht infrage.

**Ende der Leseprobe**